



BEATE
SAUER

Das
Haus in
Charlotten-
burg

Roman

HEYNE <

HEYNE <

BEATE SAUER

Das Haus in Charlotten- burg

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Originalausgabe, 01/2026
Copyright © 2026 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Lina Robertz
Umschlaggestaltung: zero-media.net
Umschlagabbildung: Richard Jenkins, FinePic®, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-44224-5

www.heyne.de

Kapitel 1

Berlin, 1893

Ein kalter Lufthauch auf ihrer Wange weckte Elise und ließ sie die Augen öffnen. In der dunklen Küche erkannte sie eine kleine weiß gekleidete Gestalt. Ihre Schwester Marie. Erschrocken richtete sie sich auf und griff nach den Streichhölzern, zündete die Kerze neben der Chaiselongue an.

»Marie, was ist denn? Es ist doch mitten in der Nacht.«

»Ich hab so Durst ...« Marie schaute sie entschuldigend an.

Rasch stand Elise auf und trat an den Herd. Zum Glück war in dem Kessel aus Messing noch etwas Wasser, sonst hätte sie hinunter in den Hof gehen müssen, um welches zu holen. Sie füllte eine Emaille-Tasse und reichte sie Marie. Die Kleine hatte sich schon unter die Bettdecke gekuschelt.

»Hier, mein Würmchen ...«

Marie trank hastig ein paar Schlucke. »Darf ich bei dir bleiben? Ich fürcht mich allein.« Ihre blauen Augen richteten sich groß und bittend auf ihre ältere Schwester.

Elise hatte so etwas fast schon vermutet. Ihre Mutter weilte diese Nacht wegen einer Arbeit außer Haus. Deshalb hatte Marie, die sich sonst mit der Mutter ein Bett in der Wohnstube teilte, alleine dort geschlafen.

Der Kerzenschein huschte über das zerbrochene Ziffernblatt des Weckers. Es war halb vier. Eine Stunde hatte Elise noch bis zum Aufstehen.

Liebevoll strich sie Marie die blonden Haare aus der Stirn. »Natürlich kannst du das.«

»Erzählst du mir von der Schneiderwerkstatt?«

Marie schmiegte sich an sie, während Elise die Kerze löschte. Der zierliche Körper des Kindes fühlte sich sehr warm an, fast heiß. Elise hoffte inständig, dass sie nicht wieder ein Fieber ausbrütete. In den letzten Monaten war sie sehr oft krank gewesen.

»Elise, bitte ...« Die kleine Schwester zupfte auffordernd am Ärmel von Elises leinenem Nachthemd.

»Schon gut, Marie ...« Sie dachte nach. »Gestern traf eine große Lieferung Seide in der Schneiderei ein. In einen Stoff waren exotische Vögel und Blumen eingewebt. Wie ein Paradiesgarten sah er aus. Ein anderer hat ein weißes Muster auf einem zartgrauen Hintergrund. Da musste ich sofort an Schneeflocken denken, die von einem Winterhimmel rieseln. Die Frau Geheimrat hat daraus ein Abendkleid bestellt. Sie ist ja blond wie du und hat blaue Augen. Diese Farben stehen ihr sehr gut.«

»Bestimmt sieht sie darin wie die Schneekönigin aus.«

»Ja bestimmt.« Elise hatte dem acht Jahre alten Schwesterchen kürzlich das Märchen von der Schneekönigin vorgelesen, und Marie hatte es sehr geliebt.

»Und darfst du ...?«

»Ja, hoffentlich darf ich das Kleid nähen.« Elise unterdrückte ein Seufzen. Da ihre Meisterin sie nicht mochte, war es unwahrscheinlich, dass sie ihr eine so schöne und anspruchsvolle Arbeit übertragen würde. Aber ihr Schwesterchen wusste nichts von ihren Schwierigkeiten in der Werkstatt. Für sie war das ein faszinierender, geheimnisvoller Ort. Gleich darauf spürte sie, wie Maries kleiner Körper sich entspannte und ihre Brust sich gleichmäßig hob und senkte. Auch Elise fielen langsam die Augen zu.

Sie erwachte, als Marie sich neben ihr bewegte. *Oh Gott!* Elise fuhr entsetzt hoch. Sickerte etwa fahles Licht durch die Ritzen in den geschlossenen Läden? Mit zitternden Händen zündete sie die Kerze an. Die Zeiger des Weckers standen auf kurz vor fünf. Er hatte nicht geklingelt. Ihre Meisterin würde wie ein Rohrspatz

schimpfen, wenn sie zu spät kam. Eilig schlüpfte Elise aus dem Bett, darum bemüht, Marie nicht zu wecken. So schnell sie konnte, entfachte sie das Feuer im Herd, dann hastete sie aus der Wohnung und die Stufen hinunter. Dem Himmel sei Dank, die Toilette ein halbes Stockwerk tiefer war nicht besetzt.

Wieder zurück in der Küche, goss Elise Wasser aus einem Krug in eine Waschschüssel. Nach einer improvisierten Morgentoilette zog sie sich rasch an, dann bereitete sie in Windeseile die Grütze für Marie und ihren Bruder Willi vor, der bald von der Frühschicht in der Druckerei nach Hause kommen würde. Ein paar Löffel aß sie selbst im Stehen. Für eine Stulle mit Margarine und Marmelade war keine Zeit. Elise schnitt ein Stück Brot ab, schlug es in ein Leinentuch ein und schob es in ihre Tasche. Noch während sie in ihren Mantel schlüpfte, rannte sie aus der Wohnung.

Vor dem alten vierstöckigen Haus empfing sie ein frischer Aprilmorgen. Der hohe Schornstein der nahen Maschinenfabrik spie Rauch in den Himmel. Auf der gepflasterten Straße kamen ihr Arbeiter entgegen, die Augen nach der Nachtschicht schmal vor Müdigkeit, die Köpfe gesenkt. So schnell sie konnte, hastete Elise weiter. Hinter ihr ertönte das Rumpeln eines Pferdeomnibusses. Auf keinen Fall durfte sie den verpassen. Elise rannte noch schneller. Der von zwei kräftigen Braunen gezogene Bus überholte sie und kam vor der nächsten Straßenkreuzung zum Stehen. Männer und Frauen in derber Arbeitskleidung stiegen aus. Kaum hatte Elise den Handlauf ergriffen und sich auf die Stufe geschwungen, fuhr der Bus auch schon an. Auf einer Holzbank an der Längsseite war ein Platz frei. Nach Atem ringend, ließ sie sich darauf sinken und zeigte dem vierschrötigen Kontrolleur ihre Monatskarte. Allmählich entspannte Elise sich. Wenn nicht irgendein Wagen oder ein anderes Hindernis die Straßen blockierte, würde sie es gerade noch rechtzeitig in die Werkstatt schaffen.

Die Häuser des Berliner Wedding mit ihren grauen Fassaden zogen an ihr vorbei. Dann passierte der Pferdeomnibus eine ausgedehnte Brache. Im Morgendämmer steckten dort Männer mit

Stangen und Seilen eine weitläufige Fläche ab. Elise erschrak. Ob sie das Grundstück für eine weitere Mietskaserne markierten? Diese riesigen Gebäude, in denen Hunderte, manchmal tausend oder sogar zweitausend Menschen auf engstem Raum zusammenlebten, fraßen sich immer mehr in die Stadtviertel der Armen, ganze Straßenzüge wurden dafür abgerissen. In den fünf Jahren seit Kaiser Wilhelm II. nun regierte, war das noch schlimmer geworden. Aber, versuchte Elise sich gleich darauf zu beruhigen, die Straße, in der sie mit ihrer Mutter und ihren beiden Geschwistern wohnte, war mindestens zwei Kilometer von der Brache entfernt. Bestimmt würden sie nicht noch einmal wegen des Baus einer Mietskaserne ihr Zuhause verlieren.

Das Stimmengewirr in dem voll besetzten Omnibus drang wie ein fernes Rauschen an Elises Ohr. Die Augen fielen ihr zu. Am vorigen Abend hatte sie mit ihrer Mutter noch bis nach elf Mäntel für einen Fabrikanten in Heimarbeit genäht. Dann und wann schreckte sie hoch, wenn die Räder durch ein Schlagloch rumpelten. Allmählich wurden die Straßen breiter, die Gebäudefassaden waren nicht mehr so grau und die Fenster von Stuck umrandet. Schließlich läutete der Fahrkartenverkäufer wieder seine Klingel und rief: »Rosenthaler Platz!«

Rasch sprang Elise auf und stieg aus dem Wagen. Die Uhr am Rand des Platzes stand auf kurz vor sechs. Dicht vor einer sich nähernden Kutsche rannte sie über die Straße. Den schrillen Pfiff registrierte sie zuerst kaum, doch dann hörte sie ihn noch einmal, durchdringender nun. Irritiert blieb sie stehen und schaute sich um. Erschrocken zuckte sie zusammen, als ein schnauzbärtiger Schutzmann schnellen Schrittes auf sie zukam, mit dem Schlagstock deutete er anklagend auf sie. Seine Augen funkelten drohend.

»Fräuleinchen! Ohne nach rechts und links zu schauen, über die Straße rennen ... Und dann auch noch meinen Pfiff ignorieren ...«

Die Zeiger der Uhr standen jetzt auf sechs. Sie kam zu spät.

»Verzeihung, Herr Wachtmeister, ich war so in Eile, dass ich den Pfiff zuerst gar nicht gehört habe ...«

»Unsinn, der Pfiff aus einer guten preußischen Trillerpfeife ist niemals zu überhören«, schnaubte er.

Elise wusste, dass sie nur ohne Strafe aus dieser Situation entkommen würde, wenn sie sich reumütig zeigte.

»Die Kutsche hat so einen Lärm gemacht, es tut mir leid.« Sie mimte Zerknirschung. »Und über die Straße bin ich nur gerannt, weil ich nicht zu spät zur Arbeit kommen darf. Bitte, Sie müssen mir glauben.«

»Ich muss gar nichts. Aber gut, dieses Mal will ich's bei einer Ermahnung bewenden lassen«, grummelte er. »Beim nächsten Mal kostet Sie das aber was.« Er kniff ein Auge zu und tätschelte ihr die Wange. »Also immer schön den Regeln und Gesetzen der Obrigkeit folgen, Fräuleinchen.«

Am liebsten hätte Elise seine schweißige Hand weggestoßen. Doch dann hätte der Gendarm sie bestimmt in eine Arrestzelle gesperrt. Scham- und Zornesröte schossen ihr ins Gesicht. Sie zwang sich zu einem Knicks und einem gehorsamen »Ja, Herr Wachmeister«.

Mit einem generösen Winken entließ er sie.

Schneiderei Ernestine Beyer, Kleidung für die gehobenen Stände prangte in verschnörkelter Schrift über dem Eingang der etwa fünfzig Meter entfernten Werkstatt in der Brunnenstraße. Immer noch mit brennend roten Wangen erreichte Elise ihren Arbeitsplatz. Schon im Flur kam ihr die Meisterin entgegen, eine große Frau Mitte fünfzig mit breiten Hüften und schmalen Lippen, die nun ärgerlich zusammengepresst waren. Sie ließ Elise erst gar keine Entschuldigung vorbringen.

»Ich brauche Sie wohl nicht daran zu erinnern, Fräulein Zeuthen, dass Arbeitsbeginn hier um sechs Uhr ist und nicht fünf nach.« Frau Beyers beträchtlicher Busen wogte empört. »Das gibt eine Stunde Lohnabzug. Und jetzt marsch an die Arbeit.« Auffordernd klatschte sie in die Hände.

»Ja, Frau Beyer.« *Eigentlich müsste ich mich gegen die Gemeinhei-*

ten der Meisterin wehren, schoss es Elise durch den Kopf. Aber sie war nun einmal eine junge Frau aus den unteren Ständen und noch dazu Halbwaise. Sie musste froh sein, eine Anstellung in so einer feinen Schneiderei gefunden zu haben.

In der großen, zu dieser frühen Stunde noch von Gaslicht erhellten Werkstatt waren ihre Kolleginnen schon zur Arbeit versammelt. Eine Gesellin heftete behutsam ein Schnittmuster auf den Seidenstoff mit den exotischen Blumen und Vögeln. Die andere saß mit den vier Lehrlingsmädchen an dem großen Tisch in der Raummitte und nähte Teile aus nachtblauem Samt zu einem Jäckchen zusammen. Die vier Mädchen im Alter zwischen vierzehn und sechzehn Jahren arbeiteten mit Tweed und Musselin, Stoffen, die weniger kostbar waren.

»Fräulein Zeuthen.« Die Meisterin deutete auf die Nähmaschine in der Ecke. Die beiden Gesellinnen hoben die Augenbrauen und tauschten einen amüsierten Blick. An der Nähmaschine wurden Unterröcke und Kleider aus Leinen und Baumwolle für die nicht ganz so zahlungskräftigen Kundinnen genäht, denn die schnelle Stichfolge der Maschine kostete weniger Arbeitszeit als das Nähen mit der Hand. Sie zu bedienen, galt als Degradierung. Eine weitere Demütigung an diesem unseligen Morgen, dachte Elise. Schließlich war sie auch Gesellin. Jetzt stieß auch noch eines der Lehrmädchen seine Nachbarin grinsend an.

Bedrückt fädelt Elise die Nadel ein. Während sie mit ihrem Fuß das gusseiserne Pedal rhythmisch bewegte und die Nähte eines Unterrocks aus weißer Baumwolle zusammenfügte, leuchtete die bunte wunderschöne Seide auf dem Zuschneidetisch wie ein ferner, unerreichbarer Traum.

Kapitel 2

»Berlin Schlesischer Bahnhof, in Kürze erreicht dieser Zug den Schlesischen Bahnhof.« Mit dröhnender Stimme verkündete der Schaffner in dem Wagen der zweiten Klasse den nächsten Halt.

Johann Rubehn hielt es nicht auf seinem Sitzplatz. Hastig faltete er die Ausgabe der *Vossischen Zeitung* zusammen und stand auf. Seit zehn Jahren lebte er nun schon in Berlin. Damals, mit Anfang zwanzig, hatte er sein Studium der Architektur an der Königlich Technischen Hochschule zu Berlin begonnen. Aber wie immer, wenn er von einem Besuch in seiner ländlichen Heimat Ostpreußen kam, musste er den Anblick der Hauptstadt in sich aufsaugen. Jenseits von Feldern und Wiesen ragte aus der flachen Landschaft die schier überwältigende Gebäudemasse Berlins auf. Darüber spannte sich ein klarer Aprilhimmel. Nur eine gute Woche war er in Braunsberg gewesen, um mit seiner Familie den sechzigsten Geburtstag seines Vaters zu feiern, und schon hatte sich die Stadt wieder weiter aufs Land ausgedehnt. Diese Baugruben am Rand von Friedrichshain hatte es, davon war Johann überzeugt, bei seiner Abfahrt noch nicht gegeben. Wie ein pulsierender, wachsender Organismus erschien ihm Berlin und nicht wie eine leblose Ansammlung von Stein und Holz. Und er, Johann, würde dazu beitragen, das Gesicht der Stadt zu prägen. Eine heiße Sehnsucht stieg in ihm auf. Noch in vielen Jahrzehnten, ja, in hundert Jahren, sollten die Menschen sagen: Dieses prächtige Gebäude, diesen vollendeten Straßenzug hat Johann Rubehn erschaffen.

Für einen Moment verhüllte der Dampf aus dem Schornstein der Lokomotive den aus Backsteinen erbauten klassizistischen Schlesischen Bahnhof. Dann kam der Zug zum Halten. Johann

hob seinen kleinen Koffer von der Gepäckablage und verließ gleich darauf mit den anderen Reisenden den Zug, um in die Stadtbahn nach Mitte umzusteigen, die jetzt, gegen zehn Uhr, fast leer war.

Er würde direkt zu seinem Büro fahren. Vor ein paar Monaten hatte er sich an einem Wettbewerb für den Neubau eines Postgebäudes beteiligt. In einem sich lange hinziehenden Auswahlprozess hatte er es unter die letzten fünf geschafft. Vielleicht war mittlerweile die Entscheidung gefallen, wer den Wettbewerb gewonnen hatte, und der Brief wartete in seinem Büro. Unwillkürlich ballte Johann die Hände zu Fäusten. Er hoffte so sehr, dass er der Sieger war. Direkt nach dem Abschluss des Studiums war er erfolgreich gewesen und hatte vielversprechende Aufträge erhalten. Doch seit zwei Jahren verfolgte ihn eine Pechsträhne. Alles hatte damit begonnen, dass er auf einer Baustelle von einem herabstürzenden Balken gestreift worden und rücklings in eine zwei Meter tiefe Grube gestürzt war. Die schwere Gehirnerschütterung, das gestauchte Rückgrat und gebrochene Bein hatten ihn wochenlang in der Charité ans Bett gefesselt. Danach hatte er noch zwei Monate bei seiner Familie in Ostpreußen verbracht, um wieder richtig laufen zu lernen.

Als er endlich wieder in der Lage war, zu arbeiten, galt er in der Branche als unzuverlässig. Nur kleinere Aufträge wie Umbauten hatte er seither erhalten. Einige Male hatte er Bauleitungen übernommen, um finanziell überhaupt über die Runden zu kommen. Die Leitung einer Baustelle war eine ehrenwerte Arbeit, keine Frage. Er wollte jedoch seine eigenen Entwürfe Wirklichkeit werden sehen und nicht die eines anderen ausführen.

Johann atmete tief durch, und ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht: Trotz seines brennenden Verlangens, Berlin als Architekt seinen Stempel aufzudrücken, konnte er froh sein, dass er den Unfall überlebt hatte. Wenn der Balken ihn frontal getroffen hätte, würde er jetzt nicht den Sonnenschein auf den Fassaden und die ersten Knospen an den Bäumen am Straßenrand sehen. Er könnte nicht das schüchterne Winken des kleinen Jungen erwidern, der

ihm gegenüber auf dem Schoß seines Kindermädchens saß, und er würde nicht fühlen, dass der Frühling wie eine prickelnde Verheißung in der Luft lag. Kurzum, er hatte keinen Grund, in Selbstmitleid zu zerfließen.

Seine gute Laune hielt an, als er wenig später die Ringbahn verließ. Während seiner Abwesenheit war der mächtige Löwenbrunnen in der Grünanlage am Dönhoffplatz wieder angestellt worden, und die Fontäne sprudelte fröhlich in die Höhe. Bunte Tulpen blühten am Rand der Rasenflächen.

Als er gleich darauf in die Jerusalemer Straße einbog und dort die Stufen zu seinem im Souterrain gelegenen Büro hinabstieg, spürte Johann jedoch ein nervöses Ziehen in seinem Magen. Die Tür klemmte ein bisschen, als er sie öffnete, was an dem Stapel Post lag, der sich dahinter angesammelt hatte. Nur mit Mühe konnte Johann sich die Miete in dem vornehmen Viertel leisten, an einen Bürodienster war nicht zu denken. Nach den ersten lukrativen Aufträgen am Ende seines Studiums hatte er sich den Raum geleistet und seitdem schon öfter mit dem Gedanken gespielt, in eine günstigere Gegend umzuziehen. Da ihm dies aber wie ein Eingeständnis seiner Niederlage erschien, war er bisher immer davor zurückgeschreckt.

Johann entzündete das Gaslicht – in dem nach Westen gelegenen Büro war es am Vormittag immer ziemlich düster – und setzte sich dann mit der Post an seinen Schreibtisch. Eine Zeitschrift für Architekten, eine Rechnung seines Schneiders für einen Anzug, eine weitere Rechnung des Schreibwarenhändlers für Papier, Pappe, Tinte und Zeichenfedern. Und da ... ein Brief der Verwaltung von Berlin Mitte. Höchstwahrscheinlich die Nachricht über den Sieger des Wettbewerbs. Angespannt wog Johann das Kuvert in der Hand. Sosehr er den Brief erwartet hatte, plötzlich hatte er Angst, ihn zu öffnen.

»Sei nicht so ein Feigling!«, knurrte er sich gereizt an und schlitzte den Umschlag mit einem Brieföffner auf.

... bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Sie leider nicht als Sieger aus dem Wettbewerb hervorgegangen sind. ... doch auch wenn der Siegeslorbeer an einen anderen ging, möchten wir Ihnen versichern, dass Ihr Entwurf auf großes Wohlgefallen seitens des Komitees gestoßen ist ...

Johann schluckte hart, während eine Welle der Frustration in ihm aufstieg. Verdammt ... Wieder hatte sich eine Hoffnung zerschlagen. Einige Minuten saß er reglos mit gesenktem Kopf da und starrte, von tiefer Enttäuschung erfüllt, auf seinen Arbeitstisch. Dort stand neben einigen anderen aus Pappe gefertigten Modellen das des Postamts. Es hatte drei filigrane, an die Renaissance erinnernde Giebel, in dem halbrunden Vorbau hätte sich die Schalterhalle befunden. Die architektonischen Elemente so zu kombinieren, war ihm innovativ erschienen. Außerdem fügte sich das Amt so auch hervorragend zwischen den umliegenden Gebäuden im historisierenden Stil ein. Er war nahe daran, den Brief zusammenzuknüllen und in den Papierkorb zu werfen. Aber das wäre kindisch gewesen.

Stattdessen wandte Johann sich niedergeschlagen den anderen Briefen zu. Der nächste hatte als Absender einen gewissen Hermann Imhoff. In Gedanken immer noch bei der Absage schlitzte Johann auch diesen Umschlag auf und faltete den Briefbogen auseinander.

... wurden mir als Architekt empfohlen ... deshalb würde ich mich freuen, wenn Sie Zeit für ein Gespräch in meinen Geschäftsräumen hätten ...

Wie bitte? Benommen fuhr sich Johann über das Gesicht. Hermann Imhoff ... Mein Gott! Es durchfuhr ihn heiß. Bei diesem Namen hätte er sofort aufmerken müssen. Imhoff war einer der großen Bauherren der Stadt. Halluzinierte er diesen Brief etwa? Aber nein, die Zeilen standen schwarz auf weiß auf dem dicken,

teuren Papier. Es gab drei Terminvorschläge für ein Treffen. Einer für diesen Nachmittag. Johann sprang so schnell auf, dass der Schreibtischstuhl gegen die Wand knallte. Er musste Imhoff sofort telegrafieren, dass er den Termin wahrnehmen würde!

»Vielen Dank!« In dem Uhrengeschäft in der Nähe der Friedrichstraße nahm Elise den sorgfältig verpackten Wecker in Empfang und verstaute ihn in ihrer Handtasche. Am frühen Vormittag hatte Frau Beyer sie zu einem Botengang losgeschickt; sie sollte ein Kleid an eine Kundin in Mitte ausliefern. Auch das war eigentlich eine Aufgabe für ein Lehrmädchen. Aber Elise hatte Glück gehabt: Auf dem Rückweg von dem Haus der Frau Geheimrat hatte sie das Uhrengeschäft mit den reduzierten Waren im Schaufenster entdeckt. Darunter auch verschiedene Wecker. Auf keinen Fall wollte sie noch einmal verschlafen und zu spät zur Arbeit kommen. Der heruntergesetzte Wecker war immer noch teurer als einer aus einer Gebrauchtwarenhandlung. Aber bestimmt würde er lange funktionieren.

Als Elise den Laden verließ, mischte sich das Gebimmel der Türglocke mit dem sonoren Glockenschlag einer nahen Kirche, die den Mittag einläutete. Sie konnte ihre Pause genauso gut in Mitte verbringen. Die beiden Gesellinnen und die Lehrmädchen ließen sie sowieso immer spüren, dass sie nicht dazugehörte, und grenzten sie bei ihren Gesprächen aus. Wahrscheinlich wollten sie sich so bei Frau Beyer lieb Kind machen.

Während Elise die vornehme Friedrichstraße entlangschlenderte, holte sie ihre trockene Stulle aus der Handtasche und biss hinein. Sie verstand einfach nicht, weshalb die Meisterin sie nicht mochte. An ihren Fähigkeiten konnte es nicht liegen. Denn sie war eine gute Schneiderin, und wenn eine der Gesellinnen krank war und sie einspringen musste, hatte sie das auch oft genug unter Beweis gestellt. Ihre Nähte und Abnäher waren fast unsichtbar, sie konnte kom-

plizierte Stütznähte ausführen, und ihre Stickereien waren makellos. Trotzdem behandelte die Meisterin sie, als sei sie dumm und völlig untalentierte.

Dabei hatte sie so sehr gehofft, sich mit der Stelle in der feinen Schneiderei zu verbessern und sich nach zwei Jahren – das war die Dauer, die man mindestens auf einer Stelle ausharren sollte, um ernst genommen zu werden – bei einem der erstklassigen Couturiers am Hausvogteiplatz bewerben zu können. Aber mittlerweile zweifelte sie, ob sie bei Frau Beyer nicht nur ihre Zeit verschwendete.

Die Auslagen eines Ladens für Südfrüchte rissen Elise aus ihrem Grübeln. Wie wunderbar die Orangen leuchteten! Wie kleine Sonnen sahen sie aus. Es war immer ein Fest, wenn sie und ihre Geschwister zu Weihnachten Orangen geschenkt bekamen. Auch die sattgelben Zitronen schienen die Wärme des Südens auszustrahlen. Und daneben der Blumenladen ... Tulpen und Ranunkeln wetteiferten in Eimern um die schönste Farbenpracht. Im Schaufenster standen langstielige pralle Rosen in hohen Vasen, und es gab sogar Orchideen zu kaufen. Die Blüten kosteten ein Vermögen. Es musste wundervoll sein, sie als Schmuck im Haar oder an einem Abendkleid zu tragen.

Ein Dienstmädchen in schwarzer Tracht, ein Häubchen auf dem Kopf, näherte sich auf dem Gehweg. Sie schob einen Kinderwagen vor sich her. Elise trat einen Schritt zurück, um die Frau vorbeizulassen. Dabei prallte sie so heftig mit einem Passanten zusammen, dass ihr die Stulle aus der Hand fiel.

»Ach, du lieber Himmel ... Wie ungeschickt von mir ... Bitte entschuldigen Sie.« Der Passant war ein junger Mann, wie Elise verwirrt feststellte. Seine schönen braunen Augen glänzten warm, und unter dem Hutrand fielen ihm dunkle Locken in die Stirn. Die eine Augenbraue stand ein bisschen höher als die andere, als ob er staunend die Welt betrachtete, und als er sie jetzt verlegen anlächelte, erschienen Grübchen in seinen Wangen. Kein klassisch schönes, aber ein sehr anziehendes Gesicht.

»Sie müssen sich nicht entschuldigen, es war mein Fehler«, erwiderte sie mit einem plötzlichen Herzklopfen.

»Nein, ich habe nicht aufgepasst, und jetzt haben Sie wegen mir nichts mehr zu essen.« Er schüttelte den Kopf und deutete auf die Stulle im Rinnstein. »Ich würde Sie sehr gerne auf einen Kaffee einladen, als Wiedergutmachung. Aber ich muss leider ganz dringend ein Telegramm aufgeben. Darf ich Ihnen stattdessen einen Strauß Blumen schenken?«

»Das ist wirklich nicht nötig.« Elise wehrte ab. »Und ich könnte die Blumen auch gar nicht ins Wasser stellen.« Frau Beyer würde ihr niemals eine Vase geben.

»Dann vielleicht ein paar Orangenschnitze?« Die Grübchen in seinen Wangen vertieften sich.

Ihre Mutter wäre sicher der Ansicht, dass sie das ablehnen musste. Eine junge Frau durfte von einem Unbekannten nichts annehmen. Aber der Mann lächelte sie so freundlich an. Und sie liebte den fruchtig-süßen Geschmack von reifen Orangen.

»Na gut, gerne«, gab Elise nach.

Schon verschwand er in dem Laden und kam gleich darauf mit einer Papiertüte zurück, die er Elise mit einer fröhlichen Verbeugung reichte. »Sie haben mein Gewissen wirklich erleichtert. Lassen Sie es sich schmecken.«

»Vielen Dank.« Verlegen nahm Elise die Tüte entgegen, ihr Herzklopfte schon wieder wie verrückt.

»Einen schönen Tag noch.« Zum Abschied lüpfte er seinen Hut. Noch einmal lachten seine Augen Elise an. Dann eilte er weiter.

Immer noch verwirrt öffnete Elise die Tüte und schob sich einen Orangenschnitt in den Mund. Süß und aromatisch rann der Saft ihre Kehle hinunter. Noch einmal blickte sie sich nach dem attraktiven jungen Mann um. Doch er war schon zwischen den Passanten auf dem breiten Gehweg verschwunden. Wie schade, dass sie ihn wahrscheinlich nie mehr wiedersehen würde.

Kurz vor vier am Nachmittag hastete Johann den Prachtboulevard »Unter den Linden« entlang. Wohlhabende Berliner flanier-ten unter den alten Bäumen, elegante Reiter ließen ihre Pferde gemächlich traben. Die Verdecke der behäbigen Landauer waren zurückgeschlagen, vornehme Damen hatten ihre Sonnenschirm-chen aufgespannt, mehr ein Modeaccessoire als ein Schutz vor der Frühlingssonne. Selbst die Soldaten, die vor dem Zeughaus Wache standen, wirkten beinahe heiter. Für all das bildeten die von Karl Friedrich Schinkel geschaffenen, von antiken Vorbildern inspirier-ten Gebäude den perfekten Rahmen. Herrschaftlich und doch nah-bar sahen sie mit ihren schönen, von Säulen gegliederten Fassaden aus.

Schinkel war Johanns großes Vorbild. Auch das prächtige klassi-zistische Gebäude in der Nähe der Oper, in dem Hermann Imhoff residierte, hatte er erbaut. Bevor Johann die Klingel aus blank poliertem Messing neben dem Eingang drückte, rückte er noch einmal seine Krawatte zurecht. Wie gut, dass er sich kürzlich den neuen schwarzen Anzug hatte schneiden lassen. In ihm machte er hoffentlich einen seriösen Eindruck. Auf keinen Fall durfte er sich so ungeschickt zeigen wie am Mittag, als er der jungen Frau mit dem zauberhaft hübschen Madonnengesicht die Stulle aus der Hand geschlagen hatte.

Der Türsummer ertönte. Eine mit Marmor und Stuck gezierte Eingangshalle empfing Johann. Der Portier hatte den gewirbelten Bart und die stramme Haltung eines ehemaligen Unteroffiziers. Er verkündete, dass sich die Räume der Firma Imhoff im ersten Stock befänden. Johann verzichtete darauf, den Aufzug zu nehmen, und eilte stattdessen die breite, großzügig geschwungene Treppe hinauf, die sich ebenso gut in einem Schloss hätte befinden können. Im ersten Stock nahm ihn ein Bürodieners in Empfang, erkundigte sich höflich nach seinem Befinden und bat ihn dann, ihm zu »Herrn Imhoff« zu folgen.

Der einflussreiche Geschäftsmann würde selbst mit ihm spre-chen! Johann hatte angenommen, dass ein Stellvertreter sich mit

ihm unterhalten würde. Mit einem Mal schnürte ihm die Aufregung die Kehle zu. Wie kam er nur zu dieser Ehre? Wieder fühlte er sich wie im Traum.

»Herr Rubehn, wie schön, dass Sie kommen konnten.« Hermann Imhoff schritt ihm in seinem weitläufigen Büro mit ausgestreckter Hand entgegen. Der Bauherr war ein stattlicher Mann um die fünfzig. Sein volles dunkles Haar und der Kinnbart verliehen ihm ein bohemehaftes Aussehen. Aber der prüfende Blick aus seinen grauen Augen war der eines kühl kalkulierenden Geschäftsmannes. »Nehmen Sie doch bitte Platz!« Einladend wies er auf zwei Chesterfield-Sessel vor einem Erker.

»Danke.« Immer noch aufgeregt, setzte Johann sich. »Ich muss mich entschuldigen, dass ich mich erst heute bei Ihnen gemeldet habe. Ich hätte natürlich sofort nach dem Erhalt Ihres freundlichen Schreibens telegraphiert. Aber ich bin erst am Vormittag aus Ostpreußen von einer Familienfeier zurückgekehrt.«

»Woher genau kommen Sie denn?«

»Aus der Gegend um Braunsberg, meine Familie besitzt dort ein Gut. Wir sind eine alte Bauernfamilie, keine Rittergutsbesitzer und auch nicht adelig«, fügte er erklärend hinzu. Fast hätte er gesagt: »Wir sind keine Junker.« Aber er wollte den oft negativ verwendeten Begriff gegenüber Imhoff lieber nicht verwenden.

»Höre ich da einen gewissen Stolz aus Ihrer Stimme heraus?« Imhoff schenkte ihm ein joviales Lächeln.

»Durchaus«, gab Johann zu. »Meine Familie besitzt den Hof seit der Zeit des großen Kurfürsten. In den vier Jahrhunderten seither gab es immer wieder Adelige, die versucht haben, uns unsere Rechte streitig zu machen. Aber wir konnten uns behaupten.« Darauf war er wirklich stolz, und das würde er nicht verhehlen.

»Ich schätze ein gesundes Stehvermögen.« Imhoff präsentierte ihm ein Holzkästchen. »Zigarre?«

Zwölf Havannas mit goldenen Bauchbinden lagen darin, eine einzige kostete wahrscheinlich mehr als der Tageslohn eines Arbeiters. Für Imhoff schien dies etwas Alltägliches zu sein. Aber Johann

hatte sich schon ewig keine teure Zigarre mehr gegönnt. Imhoff gab ihm Feuer und zündete sich dann selbst eine Havanna an.

Sie plauderten über das milde Aprilwetter und über Borkum – dort hatte Imhoff kürzlich seinen Osterurlaub verbracht, und Johann hatte zufällig mal bei einer Segeltour mit Freunden im Inselhafen festgemacht –, dann lehnte Imhoff sich in seinem Stuhl zurück und stieß Zigarrenrauch in die Luft. »Nun, mein lieber Rubehn, Sie können sich gewiss denken, dass ich Sie nicht wegen Urlaubserinnerungen hergesehen habe.«

»Nein, natürlich nicht.« Johann bemühte sich, gelassen zu wirken.

»Sie wurden mir von dem guten Klaus Schelling wärmstens empfohlen, wie ich ist er ein alter Herr in der Alemannia. Wir sind uns kürzlich bei einem Treffen unserer Burschenschaft in Bonn wiederbegegnet.«

»Oh, tatsächlich, Herr Schelling hat mich empfohlen?« Johann hatte für den Sohn des Bankiers kurz nach Abschluss seines Studiums eine kleine Villa in Zehlendorf entworfen.

»Schelling zeigte sich beeindruckt, wie gut Sie die Handwerker angeleitet haben und wie schnell der Bau voranschritt, obwohl Sie ja in Ihrem Metier noch ein Frischling waren, wenn Sie mir den Ausdruck gestatten.« Imhoff schenkte ihm ein rasches Lächeln. »Sein Sohn und dessen Familie fühlen sich rundum wohl in ihrem Zuhause.«

»Das ist genau das, was ich als Architekt will«, antwortete Johann impulsiv. »Häuser bauen, in denen sich die Menschen wohlfühlen.« Es war ihm wichtig gewesen, dass Licht und Sonne die Villa erfüllten und die Räume zum Verweilen und Ausspannen einluden.

»Schelling sagte, dass Sie in der letzten Zeit wohl nicht gerade vom Glück verwöhnt wurden.«

Johann errötete. »Das stimmt.« Klaus Schelling und er waren sich vor ein paar Wochen in Mitte über den Weg gelaufen und ins Gespräch gekommen. Dabei hatte er angedeutet, dass er beruflich zu kämpfen hatte. Schelling musste sich daraus einen größeren

Reim gemacht haben, als Johann lieb war. Vielleicht hatte er auch Erkundigungen über ihn eingezogen. »Ein fremdverschuldeter Unfall auf einer Baustelle und eine mehrmonatige Genesungszeit haben leider meine Reputation als Architekt beschädigt. Sonst bin ich immer zuverlässig und beende Aufträge pünktlich, das müssen Sie mir glauben.«

»Das bezweifle ich nicht.« Imhoff vollführte eine generöse Handbewegung. »Auch ich hatte Phasen in meinem Berufsleben, in denen ich zu kämpfen hatte. In düsteren Zeiten zeigt sich, was in einem Mann steckt, pflege ich immer zu sagen. Deshalb möchte ich Ihnen eine Chance geben.«

»Dafür bin ich Ihnen sehr dankbar.« Johanns Mund war ganz trocken vor Nervosität.

Wieder stieß Imhoff Zigarrenrauch in die Luft. »Sie sollen ein Mietshaus für mich bauen.«

»Sehr gerne! Wo soll das Haus denn stehen?«

»In Moabit. Und es soll ein sehr großes Gebäude werden. Für etwa zweihundert Mietparteien.«

»Oh ...« Johanns Freude erlosch schlagartig, er fühlte sich, als wäre ein Eimer kaltes Wasser über ihm ausgegossen worden. Zweihundert Mietparteien bedeuteten etwa tausend Menschen. »Sie sprechen von einer ...?« Er brach ab.

»Ja, nennen wir das Kind beim Namen.« Imhoff nickte. »Einer sogenannten Mietskaserne. Auch wenn ich das Wort nicht sonderlich mag.«

Kurz füllte Stille das Büro, nur durchbrochen vom Rumpeln einer Pferdebahn. Dann riss Johann sich zusammen. »Ich bin mir natürlich im Klaren, dass Berlin wegen der ständig steigenden Einwohnerzahl sehr viele große Mietshäuser benötigt. Deshalb habe ich mir schon seit Längerem Gedanken darüber gemacht, wie die Mieter in solchen Gebäuden« – er stockte, wollte Imhoff mit dem Wort *menschenwürdig* nicht vor den Kopf stoßen – »komfortabel wohnen können«, sagte er stattdessen. »Ich zeige Ihnen sehr gerne entsprechende Pläne.«

»Es ehrt Sie, dass Sie sich als Architekt immer neuen Herausforderungen stellen.« Imhoff schenkte ihm wieder ein joviales Lächeln. »Aber mir geht es um ein Gebäude mit den üblichen Maßen.«

»Auch was die Größe der Innenhöfe betrifft?«

»Richtig, Höfe mit den Abmessungen 5,34 auf 5,34 Meter.« Imhoff bemerkte Johanns Zögern. »Ich kann verstehen, dass so ein normierter Bau nicht die Traumvorstellung eines jungen Architekten ist. Gestalterisch können Sie sich dabei natürlich nicht austoben. Betrachten Sie diesen Auftrag als Einstieg. Ich versichere Ihnen, im Lauf der Zeit werde ich Ihnen auch andere, anspruchsvollere Aufträge bieten können.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen.«

»Schön, dass Sie das so sehen. Das Gebäude muss – von der Planung bis zur Fertigstellung – in zwei Jahren stehen. Ihr Honorar würde fünftausend Mark betragen und noch mal fünfhundert mehr, wenn der Bau drei Monate früher fertig wird. Was sagen Sie dazu?«

Johann musste nicht lange überlegen. Der Zeitdruck war enorm, dennoch: »Das ist ein sehr großzügiges Angebot«, erwiderte er mit vor freudiger Überraschung bebender Stimme.

Imhoff zog eine goldene Taschenuhr aus seiner Westentasche und konsultierte die Zeit, dann wandte er sich wieder Johann zu. »Ich habe gleich einen anderen Termin. Wir sind uns also einig?« Sein Tonfall klang ein bisschen ungeduldig. Er erhob sich und streckte die Hand aus.

Auch Johann stand auf und schlug ein. »Ich nehme Ihren Auftrag gerne an.«

»Kommen Sie morgen Vormittag wieder, mein Assistent wird Ihnen alles Weitere erklären. Dann können Sie auch den Vertrag unterzeichnen.« Imhoff betätigte eine Klingel und wechselte ein paar Abschiedsworte mit Johann, ehe der Bürodieners von vorhin erschien und ihn nach draußen geleitete.

Wieder unten auf der Straße fühlte Johann sich benommen, als wäre er mit dem Kopf gegen ein hartes Hindernis geprallt.

Das Mietshaus zu bauen, bot eine große Chance, endlich aus seiner frustrierenden beruflichen Flaute herauszufinden. Imhoff war nun einmal einer der größten und einflussreichsten Bauherren von Berlin. Er musste dem Himmel danken, dass Klaus Schelling ihn weiterempfohlen hatte. Auch das Honorar war mehr als angemessen. Weshalb hatte er nur so einen schlechten Geschmack im Mund? Tief in Gedanken versunken, stapfte er die immer noch stark belebte Straße Unter den Linden entlang.

Das weißt du genau, meldete sich seine innere Stimme. Es handelt sich um eine Mietskaserne, so etwas wolltest du niemals bauen.

Es wäre ja wahrscheinlich nur dieser eine Auftrag, hielt Johann dagegen. Und wenn ich ihn nicht ausführe, wird es jemand anderes tun.

Das stimmt, aber das enthebt dich nicht deiner Verantwortung.

Unbewusst war Johann in eine Straße abgebogen, die an dem barocken Stadtschloss vorbeiführte. Mechanisch wich er entgegentkommenden Passanten aus und überquerte wenig später auf einer Brücke die Spree, die in ihrem kanalisierten Bett ruhig dahinfloss. Er dachte an die Bücher voller Architekturskizzen, die die Rollschränke in seinem Büro füllten. Die Kisten mit Modellen. Er hatte lange Stunden mit diesen Entwürfen verbracht, während derer er auf Aufträge wartete. Was nutzte es, wenn er noch so viele ästhetische, behagliche Häuser entwarf, er sie aber niemals verwirklichen würde? Diese Chance, die ihm das Schicksal auf dem Silbertablett präsentierte, konnte, ja, durfte er nicht ausschlagen.

Kapitel 3

Im Pferdeomnibus klammerte Elise sich an einem Haltegriff fest. Nach dem langen Arbeitstag war sie todmüde und hätte sich liebend gerne gesetzt. Aber der Wagen war brechend voll. Seit einem knappen Jahr war es Gesetz, dass Frauen in der Regel nicht mehr als elf Stunden am Tag arbeiten durften. Aber wie viele andere Arbeitgeber hielt sich auch ihre Meisterin oft nicht daran. Fast immer musste irgendein Kleid dringend noch zugeschnitten, fertig genäht oder verziert werden. Sogar an Sonntagen, obwohl auch die Sonntagsarbeit seit dem Juli des letzten Jahres verboten war. Erst kurz nach halb sieben hatten Elise und ihre Kolleginnen die Werkstatt verlassen dürfen. Nach zwölf Stunden Arbeit und einer viel zu kurzen Pause. Und bestimmt würde die Meisterin für die zusätzliche Stunde keinen Pfennig mehr Lohn zahlen.

Dabei war es nicht die lange Arbeit, die Elise so auslaugte. Während ihrer Lehrzeit und in den Jahren danach hatte sie ebenfalls häufig zwölf Stunden am Tag gearbeitet, manchmal auch an Sonntagen. Aber damals hatte ihr die Arbeit Freude gemacht, ständig hatte sie neue Dinge dazugelernt und sich verbessert. Besonders gut hatte es ihr bei ihrer letzten Stelle gefallen. Ihre damalige Meisterin Frau Klammroth hatte in ihrer Jugend bei dem berühmten Couturier Charles Frederick Worth in Paris gearbeitet, ehe verschiedene Schicksalsschläge sie nach Berlin geführt und sie eine Schneiderwerkstatt im benachbarten Zehlendorf hatten eröffnen lassen. Die meisten Kundinnen waren die Gattinnen von Handwerksmeistern und höheren Angestellten, deren Kleider keine hohe Schneiderkunst erforderten. Aber Frau Klammroth hatte Elise, wenn dazu Zeit war, gerne in die Geheimnisse ihres Metiers eingeführt und sie

komplizierte Näh- und Sticktechniken gelehrt. Gebannt lauschte Elise ihr, wenn sie von den Jahren bei Worth erzählte, von den gekrönten Häuptern und berühmten Künstlern, die dort ein und aus gingen, und ihr die exquisiten, kostbaren Kleider beschrieb. Märchenhaft schön waren sie Elise erschienen. Sie hatte die warmherzige Frau sehr gemocht, und es war ein tiefer Schock für sie gewesen, als die Meisterin vor einem guten Jahr an einer Lungenentzündung gestorben war. Sie fehlte ihr immer noch.

Bei der nächsten Haltestelle musste Elise aussteigen. Froh darüber, dem vollen, stickigen Wagen zu entkommen, sprang sie von den Trittstufen auf die Straße. Noch eine gute Stunde würde es hell sein. Sie würde einen kurzen Umweg zum Garten der Familie machen, dort die letzten Tulpen schneiden und mit nach Hause nehmen. Die Blumen würden ein bisschen Farbe in ihre spartanische Wohnung bringen. Bei dieser Aussicht stahl sich ein Lächeln auf ihr müdes Gesicht.

»Elise ...«

Rief da nicht jemand ihren Namen? Noch ehe sie sich umschauen konnte, legte sich schon eine vertraut zupackende Hand auf ihren Arm. Dann stand ihre Freundin Grete vor ihr. Das gepunktete Kopftuch war von ihren wilden dunkelbraunen Locken in den Nacken gerutscht. Wieder musste Elise an die *Schneekönigin* denken: Mit ihrem sehnigen, mageren Körper und den funkelnden grauen Augen erinnerte Grete sie immer an das Räuber mädchen mit dem großen Herzen. Elises Stimmung hob sich noch mehr.

»Was für ein schöner Zufall, dass wir uns über den Weg laufen! Sonst wäre ich die Tage mal bei euch vorbeigekommen.« Grete umarmte sie stürmisch, schob sie dann ein Stück von sich weg und betrachtete sie prüfend. »Du siehst ziemlich erschöpft aus. Mal wieder Ärger mit deiner Meisterin?«

»Ja, sie hasst mich, auch wenn ich keine Ahnung habe, warum.«

»Du bist talentiert und sehr hübsch. Da kann man schon neidisch werden.« Grete lachte.

»Jetzt übertreibst du aber.« Elise knuffte die Freundin liebevoll in die Seite.

»Seit wir hier reden, haben sich schon zwei junge Männer nach dir umgedreht.«

»Unsinn ...« Elise protestierte, fragte sich aber doch unwillkürlich, ob der attraktive junge Mann, mit dem sie vor dem Blumenladen zusammengestoßen war, sie auch hübsch gefunden hatte. »Und bei dir, in der Spinnerei?«, wechselte sie rasch das Thema.

»Die übliche Schufterei. Und natürlich müssen wir Frauen auch mehr als elf Stunden am Tag und an den Sonntagen arbeiten. Wenn das so weitergeht, werden wir streiken.« Grete winkte ab, ihr Gesicht verdüsterte sich, hellte sich dann jedoch wieder auf. »Stell dir vor, ab nächsten Monat kann ich ein Zimmer in der Amendestraße mieten, es ist zwar winzig, aber nur für mich.«

»Wie schön, ich freu mich für dich!« Die Freundin teilte sich bislang einen Raum mit vier Kolleginnen. Aber da sie sich glühend für Politik interessierte und bestimmt Schriften las, die auf dem Index standen, war es besser, wenn niemand sie dabei ertappen konnte, dachte Elise. Außerdem war sie jemand, die gerne für sich blieb, um ihren Gedanken nachzuhängen.

»Ach, fast hätte ich das Wichtigste vergessen ...« Grete griff sich unvermittelt an den Kopf. »Unser Ortsverein führt im Sommer ein Lustspiel auf.«

»Wie bitte? Deine Sozialisten spielen eine Komödie?«, zog Elise sie auf. Frauen war es immer noch verboten, sich in politischen Vereinen zu engagieren. Das hielt Grete jedoch nicht davon ab, bei den Sozialdemokraten im Wedding mitzumischen.

»So völlig freudlos sind wir nun auch wieder nicht.« Grete grinste. »Aber zugegeben, der Erlös aus dem Eintritt geht an Witwen und deren Kinder. Deshalb wollen wir etwas aufführen, das ein möglichst großes Publikum anzieht. Das Stück ist Heinrich von Kleists *Der zerbrochene Krug* und ...«

»Darin geht es um die Kritik an einem unfähigen und korrupten Richter.« Elise lachte.

»Du kennst das Stück?«

»Willi hat es meiner Mutter, Marie und mir mal vorgelesen, während wir abends Mäntel genäht haben. Du weißt doch, das macht er öfter.«

»Du hast schon recht. *Der zerbrochene Krug* ist, bei allem Witz, durchaus kritisch. Was sich aber erst auf den zweiten Blick erschließt. Deshalb bekommen wir hoffentlich auch keinen Ärger mit der preußischen Zensur. Als Sozialdemokraten werden wir ja ständig bespitzelt.« Grete verzog bitter den Mund, sie schwieg einen Moment, ehe sie lebhaft weitersprach. »Ich wollte dich fragen – deshalb auch der Besuch in den nächsten Tagen –, ob du Lust hättest, uns bei den Kostümen zu helfen? Wir haben natürlich kein Geld für eine richtige Ausstattung. Aber vielleicht lässt sich ja das eine oder andere Kleid mit ein paar Bändern oder einem neuen Kragen ein bisschen aufhübschen? Was meinst du?« Erwartungsvoll sah sie Elise an.

»Natürlich mache ich das gerne. Das wird bestimmt ein großer Spaß.« Elise nickte eifrig. Irgendwie würde sie das neben ihrer Arbeit in der Schneiderei und dem Mäntelnähen mit ihrer Mutter schon schaffen. Notfalls würde sie weniger schlafen. »Wann trifft ihr euch denn zum Proben?«

»Wahrscheinlich findet unser erstes Treffen Samstagabend in zwei Wochen statt, in der Gaststätte zum Goldenen Kranz in der Hausotter Straße. Ich geb dir Bescheid.«

Grete und Elise plauderten noch über dies und jenes: den Markt in der Nähe der Amendestraße, wo es jetzt einen Stand gab, an dem man gute und preiswerte Schuhe kaufen konnte, und über das Marienbad im Gesundbrunnen. In einem der Säle hatte ein Varieté eröffnet, die Vorführungen der Akrobaten sollten ganz besonders sein, vielleicht würden sie da bei Gelegenheit zusammen hingehen. Dann fiel Elise ein, dass sie ja noch beim Garten vorbeigehen wollte, und sie verabschiedete sich rasch von Grete, voller Vorfreude auf das Wiedersehen im Goldenen Kranz.

Etwa um dieselbe Zeit bog Johann im Stadtteil Moabit in die Invalidenstraße ein. In seinem Büro hatte er keine Ruhe gefunden. Er musste mit eigenen Augen eine Mietskaserne sehen, um sich zu überzeugen, dass sein Entschluss vertretbar war. Auf diesem Abschnitt der rund drei Kilometer langen Straße war die Luft rauchgeschwängert. Fabrikschornsteine ragten hinter den fünfstöckigen Wohngebäuden auf, dunkle Schwaden stiegen in den Himmel. Die riesigen Mietskasernen hatten eine gemeinsame Front zur Straße. Wie immer bei diesen Gebäuden waren die Fenster nach vorne recht groß, denn hier wohnten die wohlhabenderen Mieter einer Kleine-Leute-Gegend, auf diesem Teil der Invalidenstraße meist Handwerker oder Vorarbeiter.

Eine hohe bogenförmige Toreinfahrt führte in jeden der Gebäudekomplexe. Drei oder vier Innenhöfe – jeweils durch Toreinfahrten verbunden – erstreckten sich hintereinander. Johann zögerte kurz, dann gab er sich einen Ruck und ging in den ersten Innenhof. Schließlich war er hergekommen, um sich das Leben in einer Mietskaserne vor Augen zu führen, schon länger hatte er keine mehr betreten.

Der zwischen fünf Stockwerke hohen Mauern eingepferchte Hof war quadratisch und klaustrophobisch eng. Auf den ersten Blick sah Johann, dass er in den typischen Maßen von 5,34 auf 5,34 Metern gebaut worden war, gerade so groß, dass ein von Pferden gezogener Feuerwehrspritzenwagen wenden konnte – wie fast in jeder Berliner Mietskaserne hatten die Bauherren nur die gesetzlich vorgeschriebenen absoluten Mindestmaße eingehalten. Johann fühlte sich wie in einem finsternen Schacht. Bestimmt fiel noch nicht einmal im Hochsommer ein Sonnenstrahl hier herunter. In den Wohnungen ringsum brannten Petroleumlampen. Hinter einem Fenster sah Johann eine Familie um einen Tisch sitzen und mit Papier hantieren. Wahrscheinlich stellten sie daraus Jahrmarktströten her. In einer anderen Stube arbeiteten ein Mann und eine Frau an Webstühlen, dazwischen stand ein Bett.

Rasch ging Johann weiter. In der nächsten Durchfahrt kam ihm

ein Hund auf drei Beinen entgegengehumpelt. In dem Innenhof dahinter spielten barfüßige Kinder zwischen Unrat auf einem haufen schmutzigen Sand. Selbst in dem Zwielficht konnte Johann sehen, wie blass und dünn sie waren.

Im dritten und letzten Innenhof stank es modrig. Die Fenster der Wohnungen standen offen, jemand hustete sich die Seele aus dem Leib. Gut möglich, dass hier Mieter hausten, die die vom Bau noch feuchten Wohnungen »trocken« wohnten und – für einen geringen Mietzins – ihre Gesundheit ruinierten.

Der Husten hörte kurz auf, setzte dann bellend wieder ein, das Geräusch hallte von den Wänden des Innenhofs wider. Ein Säugling schrie zum Gotterbarmen. Gemischt mit dem Gebrüll eines Mannes und dem Weinen einer Frau, wurde daraus ein infernalischer Lärm. Johann hielt es nicht mehr aus, er floh zurück zur Straße. Dort ließ er sich gegen eine Hauswand sinken und schlug die Hände vor das Gesicht. Wollte er wirklich dazu beitragen, dass Menschen unter diesen schrecklichen Zuständen leben mussten?

Mit zärtlicher Bewunderung dachte Elise an ihre Freundin Grete, während sie eine von Backsteinhäusern gesäumte Straße entlangeilte. Grete und sie hatten sich kennengelernt, als Elise und ihre Familie vor neun Jahren nach dem Tod des geliebten Vaters und dem Verlust ihres Heims in der Stralauer Vorstadt in das Arbeiterviertel Wedding ziehen mussten. Aus einer Zimmermannsfamilie stammend, noch ganz gefangen in der Trauer um den Vater, war sie dazu prädestiniert, an der neuen Volksschule ein Prügelopfer ihrer Mitschülerinnen und Mitschüler zu werden. Aber Grete hatte sich vom ersten Tag an wie eine Löwin für sie eingesetzt. Dabei hatte sie es als unehelich geborene Tochter einer Fabrikarbeiterin selbst alles andere als leicht. Sie wusste sich jedoch zu wehren, kratzte und biss wie eine Katze, wenn es nötig war, und selbst größere Jungen gingen einer Prügelei mit ihr lieber aus dem Weg.

Aber auch den Lehrern und dem Pfarrer gegenüber war Grete mutig. Elise erinnerte sich noch genau, wie Grete im Religionsunterricht gewagt hatte zu fragen, wie Gott es denn zulassen könne, dass so viele Menschen arm seien? An so einen Gott könne sie nicht glauben. Ein atemloses, entsetztes Schweigen hatte sich über das Klassenzimmer gebreitet. Für ihre angebliche Gottlosigkeit hatte Grete schreckliche Prügel vom Lehrer bezogen und Stunden im Karzer verbringen müssen. Elise hatte sich in den Keller geschlichen und der Freundin eine Stulle durch die Gitterstäbe in der Tür zugesteckt, damit sie wenigstens nicht hungern musste.

Mutig war es auch, dass Grete und die anderen Arbeiterinnen streiken wollten, falls sich der Besitzer der Spinnerei nicht an die gesetzlich vorgeschriebenen Arbeitszeiten hielt. Bestimmt war die Freundin die treibende Kraft dahinter. Grete kämpfte unbeirrt für eine gerechte Welt, in der Arbeiterinnen und Arbeiter angemessen entlohnt wurden, in der es keine Klassenschränken mehr gab und die Monarchie abgeschafft wurde. Sie verteilte Flugblätter mit der Forderung, das preußische Drei-Klassen-Wahlrecht abzuschaffen. Jede Stimme, ob von Reich oder Arm, sollte gleich viel zählen. Nur so würden Gesetze zum Schutz der Unterprivilegierten erlassen werden. Und auch für das Frauenstimmrecht kämpfte sie vehement, obwohl das selbst vielen Sozialdemokraten suspekt war. Viele von Gretes Forderungen waren Elise zu radikal, sie war ohnehin wie ihr Vater der Meinung, dass es nichts brachte, sich in die Politik einzumischen. Letztlich setzten sich doch der Adel und die Reichen durch. Aber sie bewunderte Gretes unermüdliche Energie und ihre große Courage.

Hinter der nächsten Straßenecke tat sich ein großes, in einzelne Gärten parzelliertes Feld auf. An seinem Ende stand ein einzelnes, schmales Haus, als hätte jemand vergessen, die andere Hälfte anzubauen. Auch im dicht besiedelten Wedding gab es noch solche freien Flächen. Nach ihrem erzwungenen Umzug vor neun Jahren hatte Elises Mutter das Glück gehabt, hier ein Stück Land pachten zu können. Es versorgte die Familie mit Kartoffeln und anderem

Gemüse und hatte Elise ein bisschen über den Verlust des schönen Gartens in der Stralauer Vorstadt hinweggetröstet.

Auf dem vorderen Teil der länglichen Parzelle befanden sich Gemüsebeete, weiter hinten wuchsen Obstbäume. Elise hatte das hölzerne Gartentor eben erreicht, als ihre Mutter ihr mit zwei Gießkannen in den Händen entgegenkam. Wie Elise hatte sie ein fein gezeichnetes Gesicht mit großen Augen und war früher eine schöne Frau gewesen. Doch das harte Leben der vergangenen Jahre hatte seine Spuren hinterlassen. Um Mund und Nase hatten sich, obwohl sie erst Anfang vierzig war, tiefe Falten eingegraben.

»Mama, was machst du denn hier?« Elise war überrascht.

»Ich bin früher als erwartet von der Frau Gräfin nach Hause gekommen. Das Aufräumen und Putzen nach dem Fest ging recht schnell. Da dachte ich, ich säe bei dem guten Wetter Möhren und Gurken aus.«

Elise nahm ihrer Mutter eine Gießkanne ab und ging zu der nahe gelegenen Pumpe. Ihre Mutter war vor ihrer Heirat Zofe bei der Gräfin von Delmenhorst gewesen. Wenn diese in Berlin weilte und ein Fest in ihrem Palais am Leipziger Platz gab, ließ sie immer nach »Henrietta« als Aushilfe schicken. Die Mutter war froh über das zusätzliche Geld, und sie liebte es, wieder mit der glanzvollen Welt des Adels in Berührung zu kommen, und sei es nur, indem sie in der Küche Gemüse schnippelte oder das schmutzige Geschirr abwusch.

»Wie war es denn bei der Gräfin?« Elise betätigte den Pumpenschwängel.

»Oh, wunderbar.« Wie nicht anders erwartet, leuchtete das Gesicht ihrer Mutter auf, plötzlich wirkte sie zehn Jahre jünger. »Ich durfte ihr sogar beim Ankleiden und beim Frisieren helfen. Ihre Zofe lag mit einer heftigen Erkältung im Bett, das arme Ding. Aber für mich war es eine große Freude. ›Wie in alten Zeiten, meine liebe Henrietta«, hat die Gräfin gesagt, als ich ihr die Haare hochgesteckt habe. ›Niemand hat so sanfte und geschickte Hände wie Sie.«

Ihre Mutter und Elise hatten inzwischen ein Beet gegossen und

wandten sich dem nächsten zu. Es war ziemlich dämmrig geworden, es wurde Zeit, dass sie fertig wurden.

»Die Frau Gräfin war so großzügig und hat mir erlaubt, Reste von dem mehrgängigen Menü mit nach Hause zu nehmen«, erzählte ihre Mutter weiter. »Ein Stück Rinderbraten und Bohnen und sogar einen halben Kuchen.«

Unwillkürlich biss sich Elise auf die Zunge. Rinderbraten kam bei ihnen, wenn überhaupt, nur an hohen Feiertagen auf den Tisch. Dies war schon eine seltene Köstlichkeit. Aber die Gräfin hätte die Reste ganz sicher ohnehin nicht gegessen. Wie ein wohlfeiles Almosen kam ihr das vor. Merkte ihre Mutter eigentlich überhaupt nicht, wie gönnerhaft die Haltung der Adelligen war? Denn mit ihrem Lohn war die Gräfin immer sehr knauserig. In der Regel traf ihre Mutter am frühen Nachmittag im Palais ein und kehrte erst einen Tag später wieder zurück. Für die stundenlange Schufterei in der Küche und der Wäscherei erhielt ihre Mutter weniger Geld als eine Arbeiterin in der Fabrik. Aber wenn sie das aussprach, würde sie ihre Mutter verletzen, und das wollte sie nicht.

»Nächsten Samstag gibt die Frau Gräfin wieder ein festliches Diner.« Ihre Mutter ließ die letzten Tropfen aus der Gießkanne auf ein Blumenbeet fallen.

»Wirklich? Ihr Leben scheint nur aus Festen zu bestehen.« Diese Bemerkung konnte Elise sich nun doch nicht verkneifen.

»Es ist nur im kleinen Kreis. Aber könntest du nach der Arbeit kommen und in der Spülküche helfen? Kürzlich musste die Frau Gräfin einem unzuverlässigen Dienstmädchen kündigen, und sie hat noch keinen Ersatz gefunden.«

»Wenn ich ehrlich bin, würde ich lieber Mäntel für dich nähen.« Auch Elise hatte ihre Gießkanne geleert.

»Das mit den Mänteln schaffe ich schon. Ich möchte der Frau Gräfin diesen Gefallen nicht abschlagen. Nicht nur, weil sie mir immer eine gute Herrin war. Wir sind auf diesen Nebenverdienst angewiesen. Jetzt, da Herr Möhring gestorben ist, wahrscheinlich umso mehr.« Das Gesicht ihrer Mutter hatte sich verdüstert.

»Herr Möhring ist gestorben? Seit wann weißt du das denn?« Elise war überrascht. Herr Möhring war ihr Vermieter. Noch vor zwei oder drei Wochen war sie ihm auf der Straße begegnet und hatte ein paar Worte mit ihm gewechselt.

»Ich hab heute die Todesanzeige in der Zeitung gesehen. Der Schlag hat ihn wohl getroffen. Das hab ich zumindest in der Bäckerei gehört. Herr Möhring war ja immer anständig zu uns. Aber ob sein Sohn und Erbe das auch sein wird ...«

In den neun Jahren hatte Herr Möhring die Miete für ihre Wohnung nur einmal und auch nur moderat erhöht. Was für einen Berliner Vermieter alles andere als selbstverständlich war. Viele pressten ihre Mieter gnadenlos aus.

»Wir werden sehen.« Elise gab sich zuversichtlicher, als sie war. »Vielleicht ist Herrn Möhrings Sohn ja auch ganz in Ordnung. Und wenn dir so viel daran liegt, helfe ich in der Spülküche mit.«

»Danke ...« Ihre Mutter drückte ihre Hand.

Nachdem sie die Gießkannen im Schuppen verstaute hatte, holte Elise das kleine Messer aus ihrer Handtasche, mit dem sie sonst ihren Pausenapfel oder Käse in Stücke schnitt. In der Dämmerung waren die Farben der Blumen kaum noch zu unterscheiden. Sie orientierte sich an Hell- und Dunkelwerten.

Ihre Mutter hatte die Gießkannen in dem windschiefen Schuppen eingeschlossen und kehrte jetzt mit einem Korb in der Hand zu ihr zurück. Vorsichtig legte Elise die Tulpen hinein.

Kaum hatten sie die Straße betreten, als ein durchdringendes Klingeln ertönte. Gleich darauf bremste ein Fahrrad neben ihnen ab. Willi saß im Sattel und vor ihm auf der Querstange Marie.

»'n Abend Muttchen, 'n Abend Schwesterchen.« Obwohl erst sechzehn, hatte Willi fast schon die Körpergröße eines erwachsenen Mannes. In seinen braunen Augen blitzte der Schalk. Mit seinem ausdrucksvollen Mund und den hohen Wangenknochen war er ein ausnehmend hübscher Junge. Außerdem besaß er einen umwerfenden Charme. Schon in der Schule hatten ihn die Mädchen angehimmelt.

»Mein Gott, Willi!« Die Mutter presste die Hand gegen die Brust. »Mach doch nicht so einen Radau, du hast mich ja zu Tode erschreckt.« Doch trotz des Tadels schwang ein Lächeln in ihrer Stimme mit. Wie auch Elise konnte sie ihm nie lange böse sein.

»Willi hat mir versprochen, dass er uns heute Abend vorliest«, meldete Marie sich zu Wort. »Von der Prinzessin.«

Elise und ihre Mutter tauschten ein Lächeln. In der Druckerei, wo Willi seine Lehre machte, wurde auch die Wochenzeitschrift *Die Gartenlaube* gedruckt, und er durfte immer ein Exemplar mit nach Hause nehmen. Marie fieberte jeder Fortsetzung der Liebesromane entgegen.

»Ich hab die heutige Fortsetzung vorhin schon mal überflogen. Es tut mir leid, Mariechen, aber aus der Prinzessin und dem Fürsten wird nichts«, sagte Willi todernt an die kleine Schwester gewandt.

»Das ist nicht wahr. Du willst mich nur ärgern.« Marie fuhr empört auf.

»Du wirst schon sehen, Kleines. Der Fürst lässt die Prinzessin vor dem Traualtar sitzen. Alle Hochzeitsgäste sind schockiert und fordern ihre Geschenke zurück, und die Prinzessin entsagt mit gebrochenem Herzen ihrer Krone und heuert als Blumenmädchen im Zoologischen Garten an. Außerdem muss sie die Elefanten pflegen.«

»Nein, das ist nicht wahr, du lügst.« Maries Stimme zitterte, während ein plötzlicher Hustenanfall sie schüttelte.

»Willi macht nur Spaß«, schaltete sich Elise beruhigend ein, um zu verhindern, dass ihr Schwesterchen in Tränen ausbrach. Sie zauste ihrem Bruder das Haar. »Fahr schon mal nach Hause und deck den Tisch, du Wirrkopf.«

»Das ist Frauenarbeit.« Willi winkte ihr und der Mutter lässig zu, dann trat er in die Pedale und er und Marie fuhren davon.

»Marie ist heute Morgen zu mir ins Bett gekommen«, erinnerte Elise sich wieder. »Sie hat sich ziemlich heiß angefühlt und jetzt der Husten. So weinerlich ist sie sonst auch nicht. Ich mach mir Sorgen, dass sie wieder krank wird.«

»Das ging mir vorhin, als ich zu Hause war, genauso.« Ihre Mutter seufzte. »Ich habe der Frau Gräfin von Marie erzählt und wie oft sie in den letzten Monaten krank war. Sie hat mir gesagt, dass es an der Charité jetzt jeden Sonntagvormittag eine Armensprechstunde gibt, Untersuchung und Behandlung sind kostenlos. Kaiserin Auguste zählt zu den Geldgeberinnen. Nächsten Sonntag gehe ich mal mit Marie dorthin.«

»Oh, das ist gut.« Elise war erleichtert. Ärzte waren immer so teuer. Der Reichskanzler Otto von Bismarck hatte zwar vor etlichen Jahren eine Krankenversicherung eingeführt. Aber diese hatte viele Ausnahmen und für Heimarbeiterinnen wie ihre Mutter galt sie nicht.

Im Schein der brennenden Gaslaternen passierten sie eine Frühstücksstube, dann eine Productenhandlung, ein Schild neben der Ladentür tat kund, dass man hier Lumpen und Knochen ankaufte, woraus Papier und Leim hergestellt wurden. In der Gaststätte ein paar Gebäude weiter rollten Fuhrknechte Fässer über eine Rampe in einen Keller. Elise wartete, bis der Lärm nicht mehr gar so ohrenbetäubend war, dann sagte sie: »Mama, ich hab vorhin zufällig Grete getroffen. Sie hat mich gefragt, ob ich für die Aufführung von Kleists *Der zerbrochene Krug* bei den Kostümen helfen kann. Das Eintrittsgeld geht an die Witwen und Waisen von Sozialdemokraten. Ich würde das gerne machen, ganz sicher wird das interessant.« Und bestimmt würde ihr das Nähen, anders als in der Schneiderwerkstatt von Frau Beyer, endlich wieder Spaß machen.

Doch ihre Mutter zögerte.

»Mama, keine Sorge, ich kann dir trotzdem mit den Mänteln helfen.«

»Elise, es geht mir nicht um die Mäntel. Du hilfst mir ja ohnehin sehr viel. Es ist nur ...« Ihre Mutter schüttelte unwillig den Kopf. »Grete hat nun mal einen schlechten Ruf. Und der ist seit eurer Schulzeit nicht besser geworden. Kürzlich bin ich Frau Berneike beim Bäcker begegnet, und sie hat sich heftig über sie beschwert. Grete habe ein loses Mundwerk hat sie gesagt, frech, ja geradezu unverschämt sei sie und ...«

»Mama!« Elise fiel ihrer Mutter ins Wort. Daher wehte also der Wind, sie hätte es sich denken können. »Du kennst doch Frau Berneike, sie ist eine alte Klatschbase. Wahrscheinlich hat sich Grete nicht von ihr herumkommandieren lassen. Oder sie hat sie nicht demütig begrüßt.«

Frau Berneike arbeitete als Sekretärin in der Spinnerei und fühlte sich gegenüber den Arbeiterinnen erhaben. Auch sonst trug sie, wie Elise fand, ihre Nase immer sehr hoch. Doch ihre Mutter hatte Grete leider nie gemocht, obwohl die Freundin zu ihr immer höflich gewesen war. Für sie war Gretes uneheliche Geburt ein Makel. Zudem hatte es Gerüchte im Viertel gegeben, dass Gretes Mutter, die als Poliererin in einer Möbelfabrik arbeitete, sich als Prostituierte etwas zu ihrem kargen Arbeitslohn hinzuverdiente. Elise wusste nicht, ob das stimmte, sie hatte es nie gewagt, Grete danach zu fragen. Aber sie mochte Gretes Mutter, die vor ein paar Jahren wegen eines Mannes nach Hamburg gezogen war. Wie ihre Tochter war sie temperamentvoll und hatte ihren eigenen Kopf, war jedoch auch freundlich. Und sie hatte immer gewollt, dass Grete es mal besser haben würde als sie.

Einige Momente gingen die beiden schweigend nebeneinanderher. Schließlich berührte ihre Mutter sie am Arm. »Elise, sei mir nicht böse, ich weiß, wie gern du Grete hast, aber ich hab einfach Angst, dass sie dich zu etwas verleitet, was gegen das Gesetz ist.«

»Mama, falls du auf die Politik anspielst, die Sozialdemokratie ist seit drei Jahren nicht mehr verboten.« Allerdings standen Sozialisten unter Beobachtung, der Staat schätzte sie immer noch als gefährlich ein. Aber das erwähnte Elise gegenüber ihrer Mutter natürlich nicht.

»Das mag ja sein.« Ihre Mutter hob abwehrend die Hände. »Trotzdem ... Diese Menschen wollen die Monarchie abschaffen, und sie glauben nicht an Gott. Außerdem dürfen Frauen sich politisch gar nicht engagieren. Und das ist auch gut so, Männer sind nun mal klüger und gebildeter als wir, und sie können viel besser beurteilen, was in der Welt vor sich geht.«

War das wirklich so? Elise empfand einen Stich, die Mutter sagte das so selbstverständlich. In ihrer Klasse hatten die Mädchen oft bessere Noten gehabt als die Jungen. Dennoch konnten wohlhabende Knaben, anders als Mädchen, höhere Schulen besuchen und studieren. Doch es brachte nichts, jetzt mit ihrer Mutter darüber zu diskutieren. Das würde nur in einem Streit enden. Und das wollte Elise nicht.

»Elise?« Ihre Mutter schaute sie fragend an.

»Mama, es geht doch überhaupt nicht um Politik, es geht um ein Theaterstück. Und das ist von Heinrich von Kleist«, versuchte es Elise anders. »Sogar der Kaiser schätzt seine Stücke, so stand es kürzlich in der Zeitung. Willi hat es uns vorgelesen.«

»Das stimmt, ich erinnere mich. Besonders *Prinz Friedrich von Homburg* liebt er.« Die Miene ihrer Mutter wurde milder, wie Elise gehofft hatte. Sie verehrte den jungen Kaiser zwar nicht so sehr wie dessen Großvater Wilhelm I., dessen Bild an der Wand in der Stube sie im Sommer immer mit seinen geliebten Kornblumen schmückte. Aber sie zollte seinem Enkel tiefen Respekt, wie überhaupt allen Adeligen.

»Elise, du bist einundzwanzig und erwachsen. Du musst wissen, was für dich gut ist. Ich werde dir nicht untersagen, bei den Kostümen mitzuhelfen«, sagte sie nach einer kurzen Pause.

»Danke, Mama.« Elise fiel ein Stein vom Herzen. Gegen den Willen ihrer Mutter hätte sie nicht bei dem Theaterstück mitgewirkt.

Gegen elf Uhr am Abend tauchte Elise in der Küche einen Schwamm in die Waschschüssel aus Emaille und fuhr sich damit über den Körper. Im Kerzenlicht bildeten die bunten Tulpen auf dem Küchentisch einen fröhlichen Farblecks in dem von Rauch geschwärzten Raum.

Maries heftiges Husten in der Stube nebenan schreckte Elise auf. Schon den ganzen Abend war das so gegangen. Beim Essen und auch später, als Marie und sie der Mutter mit den Mänteln

halfen. Selbst Willi hatte sich Sorgen gemacht und den Liebesroman richtig schön vorgelesen, ganz ohne die stimmlichen Übertreibungen, die er sonst gern einbaute, während Elise Zierschnüre auf dem Wollstoff befestigte und Marie mit ihren kleinen Fingern die Knöpfe festnähte.

Wie gut, dass ihre Mutter am nächsten Sonntag mit Marie in die Armensprechstunde in der Charité gehen wollte. Dort würde man die kleine Schwester hoffentlich gründlich untersuchen.

Die Sirene der nahen Maschinenfabrik signalisierte den Beginn der Nachtschicht. Zeit, ins Bett zu gehen. Rasch trocknete Elise sich ab und schlüpfte in ihr Nachthemd. Der neue Wecker war für halb fünf morgens gestellt. Während sie unter die Decken auf der Chaiselongue kroch, fiel Elises Blick noch einmal auf den Blumenstrauß. Auch eine orangefarbene Tulpe war darunter. So leuchtend wie die Apfelsinen vor dem Laden für Südfrüchte in der Friedrichstraße. Kurz sah sie wieder den jungen Mann mit den schönen braunen Augen und den attraktiven Grübchen in den Wangen vor sich, schmeckte den süßen Saft der Orangen auf ihrer Zunge.

Kapitel 4

Kurz vor acht bahnte Johann sich zwischen Kutschen, Leiterwagen, Fahrrädern und einem Pferdeomnibus einen Weg über den wie immer belebten Potsdamer Platz. Der Abend war mild, die großen Fenster des Café Josty leuchteten ihm einladend entgegen. Was jedoch nichts an seiner gedrückten Stimmung änderte. Vor zwei Tagen, nach seinem Besuch in der Mietskaserne in der Invalidenstraße, hatte er eine endgültige Entscheidung getroffen. Er wusste, dass es die richtige war. Aber leichtgefallen war sie ihm nicht.

Auf der Terrasse vor dem Café saßen an diesem lauen Abend noch Gäste. Die meisten waren Männer, die wenigen Frauen wahrscheinlich Künstlerinnen. Bürgerliche oder gar adelige Damen besuchten um diese Zeit keine Cafés, vor allem keines, das wie das Josty ein beliebter Treffpunkt der Boheme war. Suchend blickte Johann sich um. Doch seinen Freund Louis konnte er auf der Terrasse nicht entdecken.

Drinnen war die Luft schwer vom Rauch vieler Zigarren. Die Atmosphäre glich eher der eines Brauhauses als der in einem Café, obwohl das Josty für seine köstlichen Kuchen berühmt war. Im Licht der Kronleuchter standen kleine runde Marmortische in zwei langen Reihen in dem holzgetäfelten schlichten Raum. Viele von ihnen waren besetzt. Johann wollte gerade an einem der wenigen freien Tische Platz nehmen, da entdeckte er seinen Freund Louis d'Arnaud, einen Mann mit dunklem Vollbart, an einem Tisch am Fenster. Er war in eine Zeitung vertieft. Während Johann zu ihm ging, dachte er, dass der Freund selbst in dieser lauten, fröhlichen Umgebung eine gewisse Reserviertheit ausstrahlte. Er war Ende